

Liebe Gemeinde,

„dir soll es mal besser gehen“ das war das Versprechen der bundesdeutschen Nachkriegsgeneration an ihre Kinder. Es ist das Aufstiegsversprechen der Moderne, durch harte Arbeit kann ein höherer Lebensstandard erreicht werden, diese Erwartung hat lange getragen. Die Logik dahinter: Wachstum als Normalfall. Auch die Kirchen haben dieses Wachstumsnarrativ übernommen: *Wachsen gegen den Trend*, so hieß das Motto der Kirchenentwicklung in der EKD lange. Die Logik auch hier: Wenn etwas wächst, ist es lebendig. Wenn etwas kleiner wird, scheint es zu sterben.

Doch dieses Bild von Zukunft, getragen von stabilen Erwartungshorizonten, ist ins Wanken gekommen. Wenn man heute Menschen fragt, was sie in Zukunft erwarten, so sagen Ältere wie Jüngere: „*Persönlich erwarte ich eher gutes für mich. Doch die Weltlage stimmt mich pessimistisch.*“ Gerade die Jüngeren treibt die Angst um die Kriege um, die Instabilität der Welt mit ihren vielfältigen Krisen, der Klimawandel zeigt denen, die es sehen wollen, gerade die Grenzen des unbeschränkten Wachstums auf.

Die Frage, die sich heute, gesellschaftlich, politisch und auch in der Kirche stellt ist: **Welches Bild von Zukunft haben wir, wenn das Wachstumsnarrativ buchstäblich an seine Grenzen gekommen ist?** Nochmal anders gewendet: Ein Gespräch letzte Woche. Eine Bekannte fragt mich: Wie ist da in einer Organisation zu arbeiten, die immer kleiner wird? Da ist sie, die Zukunftsfrage. Was gibt Zukunft bei zurückgehenden Ressourcen?

„Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1. Joh 3,2)- dieser Vers steht heute über dem Gottesdienst. Er kommt aus dem Umkreis der johanneischen Theologie. Er setzt einen anderen Akzent. Wachstum fragt: Wie werde ich größer, schneller, erfolgreicher? Johannes fragt: Wer werde ich? Wie werde ich sein? Es lohnt, sich von dieser Sicht auf Zukunft einmal herausfordern zu lassen.

Lassen sie uns kurz einen Schritt zurück gehen: Die Johannesbriefe sind vermutlich Ende des 1. Jahrhunderts entstanden, die Anfangssituation mit Jesus ist also schon weit weg. Seitdem Jesus durch Galiläa gezogen ist, ist in der jungen Gemeinde viel passiert. Die Träger der Erinnerung sterben, es gibt keine unmittelbaren Zeugen mehr. Die christliche Gemeinde verfügt weder über politische Macht, noch über ein gesellschaftliches

Ansehen. Dazu kommen interne Konflikte, die sich um die Frage drehen: Wer sind wir eigentlich, was ist unsere gemeinsame Grundlage, unsere Identität? In dieser Situation entsteht einer der hoffnungsvollsten Sätze des Neuen Testaments: *Wir sind schon Gottes Kinder, es ist aber noch nicht erschienen, was wir sein werden*. Er sagt nicht: werdet erfolgreicher, werdet größer, werdet gewichtiger. Dann können euch die Anfechtungen und Konflikte nichts anhaben. Sondern er stellt in Aussicht: Ihr werdet anders. Eure Form wird sich verändern, wird sich annähern an das, wie ihr von Gott gedacht seid.

*Wir sind schon Gottes Kinder- aber es noch nicht erschienen...* **Schon und noch nicht-** kaum ein Satz bringt den christlichen Glauben so auf den Punkt. Der Glaube lebt **aus** und **in** dieser Spannung. *Wir sind schon Gottes Kinder*. Das sind wir, auch wenn es noch nicht vollständig sichtbar ist. Zwischen unfertig sein und vollständig sichtbar werden, zwischen dem, was ist und dem, was werden kann, liegt kein Defizit – sondern der Raum der Annäherung, der Verwandlung. Dieser Blick auf die Zukunft beharrt darauf, dass das, was jetzt ist, nicht alles ist. Genau dort öffnet sich eine produktive Lücke, die Raum schafft für das, was sich noch entwickelt. Zukunft ist hier kein Zustand, sondern wird eher als Entwicklungsraum verstanden. Er gleicht einer verpuppten Raupe, in der schon der ganze Schmetterling angelegt ist.

Das Unfertige wird nicht als Mangel verachtet und das Noch-nicht wird ist keine Vertröstung. **Schon und noch nicht-** das ist ein anderes Zukunftsbild als Fortschritt. Es ist ein Narrativ der Entwicklung, die ihren Kern langsam entfaltet. **Die biblische Hoffnung ist nicht die Absicherung des Status Quo**. Sondern sie erwartet das, was nach der Überzeugung des Glaubens von Gott verheißen ist. *Blinde sehen, Lahme gehen, Armen wird das Evangelium verkündet*. Die Zukunft ist, wie Hannah Arendt sie einmal nannte: Der Raum des Nicht Wissens- wer heute behauptet, sie zu kennen, dem macht die eigene Unsicherheit Angst. Und gleichwohl -und das ist kein Gegensatz- die Zukunft wird im hier und jetzt gestaltet. Ja, vielleicht kann man sogar sagen: Erst wenn wir Zukunft als Prozess verstehen, der die Ungewissheit als Bedingung annimmt, erst dann können wir in aller Freiheit handeln. Jürgen Moltmann hat das mal mit zwei treffenden kleinen Worten auf den Punkt gebracht: **Der Glaube ist für ihn nicht weltflüchtig, sondern**

**zukunftsüchtig.** Der Glaube zieht sich nicht ängstlich zurück, sondern ist Hoffnung, die auf Zukunft hin ausgerichtet.

Für Johannes hat dies ganz handfeste Folgen. Es ist nicht einfach ein Gedankenspiel. *Es wird erscheinen.* Das heißt doch: Da wird etwas sichtbar, da wird etwas erkennbar. Christinnen und Christen werden erkennbar! Für Johannes ist es die Liebe, die sie erkennbar macht. „*Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.*“ Johannes geht es nicht um romantische Gefühle, bei ihm hängt nicht der Himmel voller Geigen, sondern es geht um sichtbar werdende Liebe, die sich selbst gibt und das Potential hat, etwas in dieser Welt zu verändern. Räume zu schaffen, in denen Menschen werden können, wo zu sie von Gott gedacht sind. Das gilt für die, die zur Vesperkirche kommen und für die, die voller Kummer einen Seelsorger ansprechen, es gilt für die, die in der Musik eine Sprache für die Seele finden und für die, die sagen können, der Beerdigungsgottesdienst hat mich im Abschiednehmen getröstet.

Es war Martin Luther King, der diesen Vers aus dem Johannesbrief inhaltlich immer wieder aufgenommen, er spricht von der noch unfertigen, unvollkommenen Menschlichkeit, die sich im Werden befindet, hin zu der *beloved community*, der versöhnten Gemeinschaft. Mitten in den Konflikten, in denen er als Pastor und die schwarze Bürgerrechtsbewegung in den 60ziger Jahren stand, hat er immer wieder daran erinnert, dass die Welt nur dann ein guter Platz sein kann, wenn Menschen erkennen, dass sie gegenseitig aufeinander angewiesen sind. Dem anderen ein Nächster werden. *Our world is a neighbourhood*, hat er gesagt. Christ\*innen werden sichtbar, wenn sie an den Netzen der Gegenseitigkeit mitknüpfen. Diese Sätze in einer so kriegerischen Welt wie heute zu lesen, zu hören, gibt einen Geschmack davon, wie revolutionär die tätige Liebe sein kann, von der Jesus und Johannes und nach ihnen viele gesprochen haben.

Welches Bild von Zukunft haben wir, wenn das Wachstumsnarrativ an seine Grenzen gekommen ist? Ein paar Gedanken:

Die Kirche der Zukunft muss sich nicht mehr so sehr daran messen lassen, welche Reichweiten und Wachstumskurven sie erreicht, sondern ob sie die Lebensform einer

*beloved community* bewahrt, Orte freihält, um sie einzuüben und Schwellen absenkt, um auch die einzuladen, denen die Rituale und Gebete fremd sind.

Die Kirche der Zukunft ist bewegte und bewegende Gemeinschaft unterwegs zwischen schon jetzt und noch nicht, belebt von Menschen, die nicht weltflüchtig, sondern zukunftsüchtig sind.

Die Kirche der Zukunft hat einen Sinn für Entwicklung, die sich als Verdichtung, als Formveränderung, als geistliche Tiefung zeigt und sie vertraut darauf, dass Gott in diesen Netzwerken wirkt.

Wen und was brauchen wir dafür?

Wenn die Kirche der Zukunft mit am Netz der Gegenseitigkeit knüpft, dann ist eine Grundlage dafür in unserem kleinen Halbvers schon benannt: Ihr seid Gottes Kinder. Ihr gemeinsam. Ihr zusammen. Mit anderen Worten: Kirche ist Gemeinschaftsaufgabe. Sie trägt die Erkenntnis in sich, dass Menschen andere Menschen brauchen und bringt diese Erfahrung ins Spiel.

Wer mit Netzen zu tun hat, braucht Menschen, die sich damit auskennen. Haupt- und Ehrenamtliche. Hochverbundene und Gelegenheitsfischer.

Es braucht die, die wissen, was im Schuppen steht, wo die Netze gelagert sind, die sich mit den Traditionen auskennen und wissen, wie man Verschollenes und Verlorengegangenes aufspürt oder wiederverwendet und neu zusammenfügt.

Es braucht die, die anpacken, die sagen, jetzt probieren wir es, wir fahren wieder hinaus auf den See, auch wenn wir das letzte Mal mit leeren Netzen zurück gekommen sind.

Es braucht die, die Augen für das Kleine haben, die die Löcher sehen, die erkennen, was fehlt, bevor man das Boot wieder ins Wasser schieben kann.

Und es braucht die, die die Wetterlagen im Blick haben, die Veränderungen von Sonne und Wind aufmerksam verfolgen, die den Horizont deuten können und daraus Schlüsse ziehen.

Und es braucht die, die sich ab und zu vertrauensvoll hinlegen, mitten ins Boot bei stürmischer See und sagen: *Macht ihr mal. Ich vertraue auf euch. Das wird. Wenn irgendwas ist, wisst ihr, wo ihr mich findet.*

Am Schluss, die Frage vom Anfang: ich hatte noch nicht gesagt, wie ich sei beantwortet habe. Wie ist es, in einer Kirche zu arbeiten, die immer kleiner wird? Es gibt keinen Grund,

dies zu romantisieren. Es ist vielfach schmerzhaft und stellt sicher geglaubte Gewissheiten infrage. Auch meine. Und doch schenkt mir mein Glaube oft eine Weite, unvermittelt und unerwartet. Ich merke das, wenn aus meinen Fragen und denen der anderen plötzlich ein miteinander suchen wird, dann öffnet sich der Raum zwischen dem schon und dem noch nicht. Es ist gut, mit anderen unterwegs zu sein, habe ich zu der Bekannten gesagt. Woran wächst Zukunft? Sie ist schon da und noch nicht. Wir sind gerade mittendrin. Es ist Zeit, die Netze auszuwerfen.